

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 34 (1956)
Heft: 1

Artikel: Ignatius von Loyola
Autor: Kaufmann, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ignatius von Loyola

Vorbemerkung der Redaktion: 400 Jahre sind seit dem Tod des heiligen Ignatius von Loyola verstrichen. Zu diesem bedeutsamen Jubiläum möchte auch unsere Zeitschrift ein bescheidenes Scherflein beisteuern. An den benediktinischen Stätten Montserrat, Montmartre und St. Paul vor den Mauern hat das Leben des Ordensstifters auf vielfache Weise die ausrichtende Führung des Himmels erfahren. Umgekehrt empfing auch das benediktinische Mönchtum nach einer langen Zeit geistiger Erschlaffung durch die charismatisch aufstrebende Gesellschaft Jesu Ansporn und Auftrieb. Man darf wohl die Verlegung des Konventes von Beinwil nach Mariastein in diesem Zusammenhang erwähnen, denn Abt Fintan Kieffer war Jesuitenschüler in Pruntrut und Dillingen (vgl. den Artikel von P. Mauritius im nächsten Heft). Daß Jesuiten und Benediktiner auch später noch sich mitbrüderlich die Hände reichten, zeigt der Beitrag von P. Wolfgang. Nicht zuletzt wissen sich die Mönche von Mariastein den Schweizer Jesuiten schicksalhaft verbunden, weil sie gemeinsam die schmerzenden Fesseln der Ausnahmeartikel tragen und mit demselben Verlangen nach jenem Tag Ausschau halten, der endlich auch ihnen die Segnungen der vielgerühmten Schweizerfreiheit bringt.

Der Ritter

Seine Heimat ist in Spanien zu suchen; aber es ist dennoch nicht richtig, den Gründer des Jesuitenordens rundweg einen Spanier zu nennen. Die Loyolas gehören zum Bergvolk der *Basken* und sind der Rasse nach Kelten, wenn auch einige Infiltrationen spanischen Blutes stattgefunden haben mögen. Gutmütiger und aufgeschlossener als der hochfahrende, stets zum Fanatismus geneigte Geist Kastiliens, darf der baskische Nationalcharakter nicht mit dem «spanischen» gleichgesetzt werden.

Noch heute sind sich die Basken ihrer Eigenart wohl bewußt, und ihr freiheitlicher Sinn hat bei aller grundsätzlichen Treue zur größeren Heimat schon zu mancher Rebellion geführt. Einer solchen hatten sich auch die Edlen von Loyola schuldig gemacht, und so kommt es, daß der als 13. Kind geborene und auf den Namen eines heiligen Benediktinerabtes getaufte kleine Inigo in einem Kastell aufwächst, das zwar aus wuchtigen Quadern erbaut ist, dem aber der trutzige Wehrturm fehlt. Der dem König unbotmäßige Großvater hat ihn abbrechen müssen. Zur Aufzucht wird der jüngste Loyola der Amme in der nahen Meierei übergeben, und so tragen die ersten Kindheitseindrücke ausgesprochen bäuerliche Züge. Zeitlebens wird der berühmteste Sproß der Familie die Art seiner wortkargen Landsleute an sich haben und mit ihren scharfsinnigen Sprüchen noch im hohen Alter römische Kardinäle verblüffen. Selbst die baskischen Volkstänze wird er nicht ganz vergessen und nach Jahren als Ordensoberer einen niedergeschlagenen Mitbruder damit zu erheitern suchen.

Den Fünfzehnjährigen freilich hält es nicht in der engeren Heimat zurück. Der für den Klerikerstand ausersehene Letztgeborene ergreift die Initiative und erreicht es, als Page in der Hofhaltung eines fürstlichen Verwandten eingereiht zu werden. Eine sichere Pfründe ist ihm zu wenig, er drängt nach einem Mehr an Taten und Ehre im Gefolge des «katholischen Königs», an dessen Seite sein Vater die Mauren aus Granada vertrieben hat. So lernt Inigo ritterliche Zucht und höfische Form, Eigenschaften, die er nie mehr preisgeben wird. Doch

sein kühner Ehrgeiz mischt sich mit Sinnlichkeit und Leidenschaft. Der junge Soldat verwickelt sich in Frauengeschichten und Ehrenhändel und wird gar in einer dunklen Affäre vor Gericht gezogen. Fleckenlos ist nur sein katholischer Glaube, der als heiliges Erbe hochgehalten wird, aber mit der praktischen Lebenshaltung in vielfachem Widerspruch steht. Das Herz ist ganz von hochstrebenden Plänen erfüllt, die kein geringeres Ziel als eine Königstochter in Person haben. Ihre Gunst durch tapfere Waffentaten zu gewinnen: darauf steht der ritterliche Sinn. Doch die gut angelaufene Karriere als Offizier findet ein jähes Ende auf den Wällen der Festung von Pamplona, die Ignatius gegen die Franzosen verteidigt. Eine Kanonenkugel zerschmettert ihm das eine Bein und verletzt auch noch das andere. Die Sieger anerkennen zwar seine Tapferkeit und ehren ihn mit ärztlicher Fürsorge und ritterlichem Geleit bis auf sein Heimat-schloß; aber den sie da über beschwerliche Gebirgspfade in einer Sänfte nach Hause bringen, ist ein schwerverletzter, todkranker Mann.

Die folgenden Wochen bringen die Krise. Von den Ärzten bereits aufgegeben, nimmt Inigo seine Zuflucht zum hochverehrten heiligen Petrus und erlebt in der Nacht auf den Peter- und Paulstag eine plötzliche Wendung zum Bessern. In den langen Monaten der Rekonvaleszenz, während derer er keine Qual scheut, um seinen falsch zusammengewachsenen Knochen die rechte Lage und dem verkürzten Bein durch massive Streckbehandlung die ursprüngliche Länge zurückgeben zu lassen, träumt er nur von der Wiederaufnahme seiner Karriere. Er ahnt nicht, daß die Kugel von Pamplona dazu bestimmt war, ihn auf eine andere Bahn zu lenken. Dies geht ihm erst allmählich auf, als er mangels anderer Lektüre die Zeit mit den zwei einzigen Druckerzeugnissen vertreibt, die sich auf Loyola finden: mit dem Leben Jesu des deutschen Kartäusers Ludolph von Sachsen und mit einer Heiligenlegende, Flos Sanctorum genannt. Diese Lektüre führt zu einem Streit in seinem Innern, den er selber in seinen Lebenserinnerungen schildert. «Wie wäre es, wenn auch ich täte, was der heilige Franz und was Dominikus taten?», so spricht die eine Stimme (denn diese beiden Männer zusammen mit dem alten Wüstenvater Onufrius vermochten ihn «in etwa» zu begeistern). Die andere Stimme aber meldet sich zum Widerspruch und weckt die alte Sehnsucht nach weltlicher Ehre unter klirrenden Waffen und schönen Frauen, wovon seine Phantasie noch ganz erfüllt ist. In diesem Hin und Her seiner Seele macht Inigo die entscheidende Entdeckung seines Lebens, die Selbstbeobachtung seines Innern, die ihn heute, im Zeitalter der Psychologie, so modern macht: «Wenn er sich mit weltlichen Gedanken befaßte» — der Bericht ist in der dritten Person abgefaßt —, «hatte er zwar großen Gefallen daran. Wenn er aber dann, müde geworden, davon abließ, fand er sich wie ausgetrocknet und mißgestimmt. Wenn er jedoch daran dachte, barfuß nach Jerusalem zu gehen und sich nur von wilden Kräutern zu nähren und alle anderen Kasteiungen auf sich zu nehmen, die er bei den Heiligen las, dann empfand er nicht bloß Trost, solange er sich in solchen Gedanken erging, sondern er blieb zufrieden und froh, auch nachdem er von ihnen abgelassen hatte. Und allmählich kam er dazu, den Unterschied zwischen den Geistern zu erkennen, dem Geist des Teufels und dem Geist Gottes. Das war die erste Überlegung, die er über göttliche Dinge anstellte.»

Der Ehrgeiz des Ritters ist in ihm nicht erstorben; aber allmählich sieht er ein, daß es ehrenvoller sei, im Dienste Christi des höchsten Herrn sich auszu-



zeichnen, als im Dienste eines irdischen Königs, mag er auch noch so mächtig sein und gar als Kaiser die halbe Welt beherrschen. Auch fängt er an zu begreifen, daß die «Dame seines Herzens», oder, wie er nun sagen wird, seine «Her-rin», niemand anders sein kann als die Mutter Gottes, die Tochter und Mutter des himmlischen Königs.

Man wird bei dieser «Kehr zu Gott» an die Legende des Christophorus erinnert, der auch nicht zufrieden war, bis er sicher wußte, daß er dem Höchsten diene. Doch es geht nicht nur darum, zu wissen, *wem* man dienen soll, sondern auch *wie* und *wo* man dem einmal gefundenen Herrn seinen Dienst zu leisten hat. Dieses *Suchen nach dem Willen Gottes* erfüllt das ganze weitere Leben des Rekonvaleszenten. Kaum kann er auf seinen Beinen stehen, macht er sich auf den Weg. Aus dem ruhmsüchtigen, tatenfrohen Ritter wird der demütig forschende Pilger.

Der Pilger

Der erste und vorerst einzige Entschluß nach seiner Genesung ist nun also die Wallfahrt nach Jerusalem «mit so viel Bußübungen und Entsagungen, wie sie nur eine großmütige, von Gott entflammte Seele wünschen kann.» Die äußere Pilgerfahrt beginnt mit einer kleinen Wallfahrt in der Nähe, zu der er noch seinen Bruder, den Kumpanen früherer Exzesse, mitnimmt und auf der er bereits der Muttergottes ewige Keuschheit gelobt. Dann bricht er auf zum Marienheiligtum auf dem fernen «zersägten» Berg: dem berühmten Felsenkloster der Söhne des heiligen Benedikt auf dem Montserrat. Hier vertauscht er seine kostbaren Kleider mit dem Sacktuch der Büsser, hier hängt er Schwert und Dolch am Gitter auf, hier hält er Nachtwache vor dem Marienbild, das inmitten der katalanischen Kalktürme nicht weniger verdiente «Muttergottes im Stein» zu heißen als unser Heiligtum am Rand des Jura. Doch wichtiger als diese romantische Ritterweihe ist die Generalbeicht, auf die er drei Tage verwendet — und wichtiger ist wohl auch die weise erste Einführung in die Wege des Gebets, die ihm der Beichtvater aus der geistlichen Lehre des Benediktinerabtes Cisneros vermittelt.

Vom Montserrat sollte es nun direkt zum Hafen von Barcelona gehen; doch Inigo fühlt sich gedrängt, abseits von der großen Straße, die Einsamkeit einer Höhle nahe dem Städtchen *Manresa* aufzusuchen. Hier tritt die *innere Pilgerfahrt* in ihre entscheidende Phase ein. Worauf er auf dem Krankenlager ein erstesmal aufmerksam geworden ist: die inneren Bewegungen der Seele, das Hin- und Hergezogensein von zweierlei Geistern, der Wechsel von Lust und Unlust bei seinen geistlichen Übungen, zum Beispiel beim Besuch von Messe und Chorgebet im nahen Dominikanerkloster, das nimmt ihn nun ganz gefangen. Zweifel steigen in ihm auf, Versuchungen und Skrupel. Mit übermäßigen Bußübungen, Fasten und Wachen schwächt er seine Gesundheit. Er gerät bis an den Rand der Verzweiflung, bis zur Versuchung des Selbstmords. Wohl holt er sich Rat bei einem Beichtvater und gesteht ihm alles, wohl empfängt er von ihm die geistliche Lehre der «Nachfolge Christi», wohl liest er seine Aufzeichnungen aus dem «Leben Jesu»: aber Hilfe findet er nicht, bis auf

sein inständiges Flehen Gott selber eingreift, die Qual von seiner Seele nimmt und mit ihm verfährt «wie ein Schullehrer mit seinem Kind». Was ihm nun zuteil wird, muß neben die mystischen Erhebungen einer Theresia von Avila und eines Johannes vom Kreuz gestellt werden. Doch was uns der «Pilger» — so nennt er sich selber in seinem Bericht — davon preisgibt, ist sehr spärlich und diskret. Entscheidend muß die Stunde am Fließchen Cardoner gewesen sein, die er nie vergessen wird: «In Andacht versunken ging er so dahin und setzte sich eine kleine Weile nieder, mit dem Blick auf den Fluß, der tief unten dahinfloß. Wie er nun so dasaß, begannen die Augen seines Verstandes sich ihm zu eröffnen. Nicht als ob er irgendeine Erscheinung gesehen hätte, sondern es wurde ihm das Verständnis vieler Dinge über das geistliche Leben sowohl wie auch über die Wahrheiten des Glaubens und über das menschliche Wissen geschenkt. Dies war von einer so großen Erleuchtung begleitet, daß ihm alles neu erschien.» So überwältigend muß dieses Licht gewesen sein, daß Ignatius als alter Mann nach mehr als 62 Jahren zum Zeugnis gedrängt wird: «Wenn er im ganzen Verlauf des Lebens alles zusammennimmt, was er von Gott an Gnadenhilfen erhalten und was er jemals gewußt hat, und wenn er all dies in eines faßt, so hält er dies alles doch nicht für so viel, wie er bei jenem einmaligen Erlebnis empfangen hat . . . Es war ihm, als sei er ein anderer Mensch geworden und habe einen anderen Verstand erhalten.»

Was war der Inhalt dieser erhabenen Schau? Ignatius betont, daß sich seine Einsicht nicht in Einzelheiten darlegen lasse, «obwohl es deren sehr viele waren». Es muß eine großartige Zusammenschau von natürlichen und übernatürlichen Wahrheiten gewesen sein, eine Einsicht in große Zusammenhänge. Ist ihm schon auf dem Krankenbett eine Ahnung vom Königreich Christi und seinem Ruf zur Mitarbeit aufgegangen, hat er dort schon die erste innere Erfahrung zur «Unterscheidung der Geister» notiert, so sieht er nunmehr den einen großen Kampf zwischen Christus und Satan gegenwärtig im Weg der Kirche durch die Welt, der je und je von den innersten Entschlüssen der Menschen mitbestimmt wird, wobei es entscheidend ist, ob diese Entschlüsse unter dem Einfluß des guten oder des bösen Geistes gefällt werden. Man darf füglich behaupten, in dieser Stunde am Cardoner habe die *Geburt des neuen christlichen Weltbildes* stattgefunden. Dem ungebildeten Ignatius wird an der Schwelle der Neuzeit neu geschenkt, was durch Augustinus am Ende der Antike an Psychologie in den *Confessiones* und an Geschichtstheologie in der *Civitas Dei* niedergelegt worden ist. Und wie Augustinus für die ihm folgende Geschichtsepoche in der Kirche bestimmend wurde und ihr Weltbild prägte, so wird auch die Schau des Ignatius die ganze nachfolgende Frömmigkeitsrichtung der Kirche und davon ausstrahlend ihre Kulturarbeit entscheidend beeinflussen. Nur geschieht dies nicht in einem Werk von literarischem Wert, sondern in einem anspruchslosen, nüchternen Handbüchlein, den sogenannten *Exerzitien*. Das Exerzitienbüchlein enthält vornehmlich praktische Winke und Regeln für das religiöse Leben auf Grund der eigenen Erfahrungen des Ignatius; sodann einen Plan für das betrachtende und besinnliche Beten während 30 Tagen oder «vier Wochen», von denen die erste der Reinigung von den Sünden, die übrigen dem Leben Jesu und seiner Nachfolge gewidmet sind. In diesem Rahmen finden wir als Niederschlag der erwähnten Schau zwei besondere Betrachtungsskizzen «Vom Königtum Christi» und «Von den zwei Bannern». Darin ist das eigent-

liche *Programm des geistlichen Trainings* angegeben: Mich in der Überwindung meiner selbst für den Willen Gottes gefügig und fähig zu machen und alles aufzubieten zur Mitwirkung an der Heimholung der Welt, in der Nachfolge des kreuztragenden Christus, zur je größeren Ehre des Vaters. —

Was auf Manresa an äußeren Fahrten im Leben des heiligen Ignatius folgt, die tatsächlich unternommene Reise nach Jerusalem über Rom und Venedig, die Rückkehr nach Barcelona und die steile Treppe von der dortigen Grammatikschule bis zur Magisterwürde an der Universität Paris, endlich die letzte Fahrt über die Heimat nach Italien und Rom: dies alles fügt zur Vollendung seiner inneren Gewißheit nichts Wesentliches hinzu. Aber es hat Bedeutung für die «Menschwerdung» und «Fleischwerdung» seiner erhabenen Einsicht, und es steht im Dienst der näheren Kenntnis des menschgewordenen Gottes in seinem Erdenwandel und in seinem Fortleben in der Kirche.

Der Mann der Kirche

Mit der Kirche, unter der er immer die sichtbar streitende und hierarchisch diensttuende versteht und die er ehrfürchtig «Unsere Heilige Mutter» oder die «Braut Christi» nennt, ist Ignatius in verschiedenartige Berührung getreten. In seiner körperlichen und seelischen Krankheit empfängt er ihre sakramentale und seelsorgliche Hilfe; aber auf seiner Pilgerfahrt und seiner ersten seelsorglichen Tätigkeit als Laie muß er ihr handgreifliches Zupacken erfahren. Mehrmals verhaftet, hat er über seine geistlichen Lehren vor der Inquisition Rechenschaft abzulegen und das erste Manuskript seiner Exerzitien auszuliefern. Obwohl jedesmal freigesprochen, zieht er es doch vor, den heißen Boden von Spanien zu verlassen und siedelt von den spanischen Universitäten an die Sorbonne von Paris über. Daß er aber überhaupt als Dreißigjähriger noch mit Latein beginnt und den ganzen Lehrgang der kirchlichen Studien auf sich nimmt, zeigt, daß er gewillt ist, sich in die gültige Ordnung einzufügen, die für die Ausübung des Lehramtes in der Kirche gesetzt ist.

Vollends zum Mann der Kirche wird Ignatius — so nennt er sich jetzt in Umformung seines Namens nach dem großen Martyrerbischof der Urkirche — als *Ordensstifter*. Die Art, wie er dies ganz allmählich wird, zeigt die Fortsetzung seiner inneren Pilgerfahrt. Nach einigen gescheiterten Versuchen gewinnt er in Paris ein international gemischtes Häuflein Gefährten, die man an der Sorbonne «Iniguisten» nennt. Dieser «Studentenbund für Mohammedanermision» legt am 15. August 1534 in einem Kirchlein am Montmatre die Gelübde der Armut und Keuschheit ab und verpflichtet sich, zur Hilfe an den Seelen ins Heilige Land zu fahren. Da man sich aber noch nicht einig ist, ob man auf die Dauer dort bleiben soll und da man auch keine Sicherheit hat, daß man überhaupt dorthin gelangen wird, fügt Ignatius eine für die Zukunft richtunggebende Klausel bei: Sollte ihr Verlangen zur Überfahrt binnen Jahresfrist sich nicht erfüllen lassen, oder ihnen späterhin die Rückfahrt aufgezwungen oder diese von der Mehrheit beschlossen werden, so wollen sie sich in Rom dem Papst zur Verfügung stellen, «damit sich Christus durch die Vermittlung seines Stellvertreters würdige, ihnen den Weg seines größeren Dienstes zu weisen.»

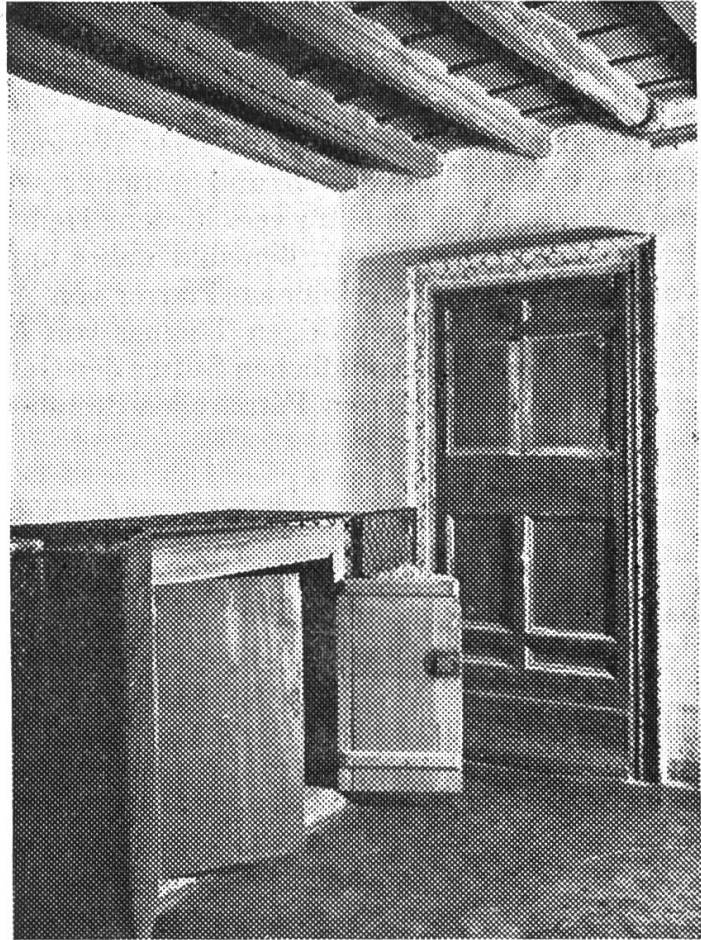
Damit hat Ignatius einen neuen Schritt im «Suchen und Finden des Willens

Gottes» getan: nicht nur innere Einsprechungen, auch die äußeren Verhältnisse und Fügungen sind als Fingerzeig Gottes zu werten; die letztgültige Antwort aber ist in der Verfügung der Kirche zu finden, und zwar an der Stelle, wo ihr Gesamtinteresse in Betracht gezogen wird: beim Heiligen Vater.

Unser Pilger, der davon träumte, für seinen König barfuß «durch die ganze Welt» zu ziehen, wird nun also sesshaft in Rom. Er überläßt es seinen Söhnen, den Fernen Osten und Westen zu erobern. Aber ist er nun auch mehr und mehr an sein enges Zimmer gebunden, innerlich bleibt er auf dem Weg, wie es auch symbolhaft das Kirchlein ausspricht, das ihm in Rom zur ersten Heimstatt wird: Maria della Strada: Maria vom Weg. Gewiß weiß er nun schon längst, daß der Heilige Geist, auf den sich jeder Schwärmer und Sektierer beruft, nur weht, wo ER will, nämlich im Leib und in den Grenzen der Kirche; aber da es ja darum geht, diese Grenzen zur jeweils größeren Ehre Gottes hinauszuschieben, muß man nach wie vor suchen und erspüren, wo und wie der Einsatz geschehen soll.

So ist auch noch der Ordensgeneral Ignatius alles andere als der routinierte Verwaltungsmann, der mit bloßem «Organisationstalent» das weltweit sich verzweigende Gebilde des «Fähnleins Jesu» leitete, und ebensowenig ist der Verfasser der Konstitutionen der eingefuchste Systematiker, der das warm und voll sprudelnde Leben in kalte, enge Paragraphen zwängen wollte. Für jede einzelne Entscheidung sehen wir ihn vielmehr die innere Evidenz des Willens Gottes suchen, das heißt die Bestätigung seiner Pläne und Entschlüsse durch jenen inneren Trost, den er schon in Manresa als Stimme des guten und heiligen Geistes vom bösen zu unterscheiden gelernt hat. Mag man daher die Klugheit des ersten Jesuiten bewundern oder schmähen, man muß mindestens zugeben, daß sie nicht aus menschlicher Berechnung, sondern aus mystischen Tiefen, aus Gebet und Tränen, stammt. Und so wollte er auch, daß sein Gesetzbuch, das er «auf Geheiß des Stellvertreters Christi, nach dem Beispiel der Heiligen und auf den Rat der gesunden Vernunft» abfaßt und für nötig hält, bei seinen Söhnen Raum lasse für das «innere Gesetz der Liebe, das der Heilige Geist zu schreiben und einzuprägen pflegt.» Auf geradezu wunderbare Weise hat sich diese Entsprechung von äußerem und innerem Gesetz in den Entschlüssen des noch vor der Abfassung der Konstitutionen nach Indien abgereisten Franz Xaver gezeigt. Obwohl vor gänzlich neue, ungeahnte Situationen gestellt und über Jahre selbst vom Briefverkehr abgeschnitten, entscheidet er immer und immer wieder so, wie es der Art und dem im fernen Rom entstehenden Werk dessen entspricht, den er ehrfürchtig «Vater meiner Seele» nennt. Es ist in Wahrheit derselbe Geist, der ihn vorantreibt: der Geist demütigen Forschens und großzügiger Bereitschaft gegenüber dem Willen Gottes.

Man darf wohl sagen, daß etwas von dieser Haltung auch auf den Orden in seiner Gesamtheit übergeht. Sie befähigt ihn zu jener Anpassung an die Verhältnisse, die man ihm so oft als schlaue Taktik mißdeuten wird. Gewiß gibt es nun bald Jesuiten, die als Minister am Kaiserhof von Peking in seidenen Gewändern Astronomie dozieren und andere, die sich in Indien unter die verworfenen Parias und in Casablanca unter die stinkenden Negersklaven mischen: die einen wie die andern aber bewegt das gleiche Verlangen, «allen alles zu werden», Seelen für Christus zu gewinnen und ihm «bei Ehre und Schmach» nachzufolgen. Nicht selten bezeugen sie dies im blutigen Martyrium. Daß man



*Von dieser schlichten Kammer aus
leitete Ignatius zu Rom seinen Orden*

in der Folge ihren Orden immer wieder, einmal hier, einmal dort, verfolgt, daß man selbst vom Papst für etliche Jahre seine Aufhebung erzwingen wird, das verdanken die Jesuiten neben ihren eigenen Fehlern — welcher Mensch wäre davon frei? — und neben der «Macht der Finsternis» niemand anderem als ihrem eigenen Gründer, der darum betete, daß sein «Fähnlein» oder seine Compania stets dem kreuztragenden, also verfolgten Christus zugesellt sei. Doch auch daraus soll ein rechter Jesuit keine falschen Folgerungen ziehen. Wenn je, so gilt es im Tod, den Willen Gottes zu verehren und nicht irgend eine heroische Art im Zuge der Martyriumsbegeisterten à tout prix zu erstreben. Die Verfolgung darf also niemals provoziert werden, denn Gott bestimmt, was mehr zu Seiner Ehre gereicht, Leben oder Tod, und unterdessen ist das Maß seiner Ehre das größere und sichere Heil der anvertrauten Seelen. Von da aus ist nun auch der Tod des heiligen Ignatius zu bewerten. So wie sein großer Sohn Francisco nach so vielen heroischen Abenteuern vor den Toren Chinas auf einem Bündel Stroh einsam am Fieber gestorben ist, so stiehlt sich auch der Vater auf ganz gewöhnliche Weise von seinem Krankenlager von dannen, unbemerkt und bescheiden, so daß selbst der päpstliche Segen zu spät kommt. Wen dies stört, und wer den einstigen Ritter und Offizier lieber als «Held auf dem Schlachtfeld» hätte fallen sehen, der überdenke den Spruch, den man ihm aufs Grab gesetzt hat: *«Nicht eingegrenzt werden vom Größten, dennoch eingeschlossen bleiben im Kleinsten, das ist göttlich.»*

Vikar Ludwig Kaufmann, Basel